

Gespräch mit Walter Markov*

Vor einigen Jahren haben Sie mit Blick auf die Stagnation der sozialistischen Länder die Frage erörtert, ob im Sozialismus „richtige“ Revolutionen überhaupt möglich sind. Unter anderem haben Sie darauf geantwortet, Formen und Inhalte des Sozialismus könnten sich, wenn ein Land die „Stufen zum Kommunismus“ nimmt, immer tiefgreifend ändern – ohne Rücksicht darauf, ob spätere Generationen dies einmal als „Revolution“ bezeichnen werden oder nicht. Tatsächlich aber ist es nicht zu einer Erneuerung des Sozialismus gekommen. Was war dann Gorbatschow: Hoffnungsträger, Reformator und Liquidator in einer Person? Könnte man sagen: Gorbatschow wollte die russische Revolution erneuern und hat sie bei diesem Versuch beendet?

Bevor man sich festlegt, muß man die letzten zehn Jahre analysieren. Mit dem Namen Gorbatschow verbindet sich gewissermaßen die vorerst letzte Illusion, die letzte Hoffnung auf eine systemimmanente Änderung des „herkömmlichen Sozialismus“. Im allgemeinen war es so, daß „kritische Marxisten“ spätestens seit dem Ende der siebziger Jahre geglaubt haben, die Sowjetunion als führende Fortschrittsmacht abschreiben zu müssen. Der Tenor war: Denke, soviel du willst. Da kommt nichts mehr. Wenn überhaupt noch etwas passieren soll, dann muß eine „zweite“ Revolution von der unverbrauchten Peripherie getragen werden.

Der Titoismus war zu klein und zu schwach; in China hatte Mao einige zündende Parolen ausgegeben, aber die versagten ebenfalls vor der Wirklichkeit. Und nun, zum großen Erstaunen von uns allen, schien um 1985 der große Anstoß zu einer Neubewegung nicht von der Peripherie, sondern vom Zentrum – aus Moskau selbst – zu kommen.

Welche Erwartungen hegt man als Historiker hinsichtlich dieses „welthistorischen Experiments“?

Man dachte im Grunde genommen meist an eine fruchtbare Verbindung von Reformkommunismus und demokratischer Bürgerbewegung. Ich meinte, die Bewegung würde von unten, von aufmüpfigen Parteimitgliedern kommen, aber letztlich vom Zentrum aus vollendet werden, was den Versuch in einer multikulturellen Gesellschaft wie der Sowjetunion doch

ungemein erleichtern würde. Mit dem Namen Gorbatschow verband sich eine Art letzte Hoffnung auf Selbstverwirklichung von dem, was an Sozialismus in der Welt war. Es war nicht viel, aber es war auch nicht ganz wenig.

Ist das, was Habermas die „nacholende Revolution“ beziehungsweise den „linken Revisionsbedarf“ nennt, historisch nicht einfach zu spät gekommen?

Es geht um das, was ich – und andere – als „zweite Revolution“ in eine mögliche historische Vision gestellt habe. Sie blieb aus. Die Schwierigkeit der theoretischen Ausformung dieses Ansatzes lag immer in der Ambivalenz von realen und imaginären Potenzen, über die der Sozialismus in seinen nicht korrumpierten wie in seinen korrumpierten Zeiten verfügte. Augenblicklich haben wir wenigstens zwanzig ernsthafte theoretische Positionen, in denen uns erklärt werden soll, daß wir noch gar keinen Sozialismus gehabt haben oder – nach Kuczynski – im Frühsozialismus steckengeblieben sind. Solche Erklärungsversuche beleuchten bestenfalls Teilaspekte der Erscheinung. Sind sie zudem kausal angelegt, dann sind sie gleichermaßen zum Scheitern verurteilt wie die Auffassung, daß es im Bereich des „Realsozialismus“ weltweit nur Opfer oder Täter, Widerständler oder Verbrecher gegeben hat. Einen einundzwanzigsten Erklärungsversuch bekommen Sie von mir nicht.

Aber es muß doch erlaubt sein, Ihrer Generation, die den Sozialismus ideell und praktisch in diesem Jahrhundert verwirklichen wollte, die Frage zu stellen, warum ihre Kampfformen, ihre Staatsdisziplin nicht erfolgreich waren?

Ganz offensichtlich mündeten nicht nur ein Teil unserer Ideen, sondern auch unsere gesellschaftspolitischen Aktionen in eine Sackgasse. Der Entwurf einer neuen Gesellschaft aus der Sicht des Kampfes zwischen den im 19. Jahrhundert neu entstehenden Klassen kollidierte mit der Selbstverwirklichung der Menschen im Sozialismus des ausgehenden 20. Jahrhunderts.

Warum kam es zum Zusammenbruch dieser Spielart des Sozialismus? Hätte es andere Möglichkeiten gegeben? Hat man nur auf das falsche Pferd gesetzt?

Wenn etwas schiefgegangen ist, muß etwas falsch gemacht worden sein. Das zum einen. Sei es, daß es zu früh war oder daß das Gedankengebäude als solches sich noch nicht in der ganzen Pluralität seiner Möglichkeiten zeigen konnte. Das alles bleibt für mich offen, und das Faktum des Scheiterns beantwortet eben noch nicht, ob eine andere Variante dieser Erscheinung, die wir zur Zeit als „genuinen frühen Sozialismus“ apostrophieren, überhaupt denkbar ist, oder ob sie nur anders realisiert werden muß. Das hat für den einzelnen auch nur bedingte Bedeutung. Es bleibt eben offen, ob die Teilnahme an einem gescheiterten Experiment, so gut und so lang wie möglich, ein Setzen auf das falsche Pferd war, oder ob man im Kampf um den Sozialismus als zivilisierter Mensch gescheitert ist.

Auch ich war nach dem Sieg der Roten Armee über Hitlerdeutschland der Meinung, wir hätten den Fortschritt auf unserer Seite. Nun habe ich feststellen müssen, daß wir mit Pauken und Trompeten nicht nur den Kalten Krieg, sondern die ganze geschichtliche Epoche verloren haben. Der Geburtsfehler war wohl der Traum von einer kommunistischen Gesellschaft, welche zugleich die gerechtere und die effektivere Lebensform sein sollte. Der Widerspruch zwischen Ethik und Ökonomie, zwischen Gerechtigkeit, Gleichheit, Brüderlichkeit und wirtschaftlichem Erfolg um jeden Preis war im Realsozialismus noch schlechter auszubalancieren als im westlichen Kapitalismus.

Haben Sie nicht zwei große Niederlagen einstecken müssen? 1933 haben Sie den Sieg des Nationalsozialismus erlebt, und 1945 haben Sie die Rote Armee begrüßt, die später auch die DDR auf ihr poststalinistisches System einschwor. Bereuen Sie, sich der kommunistischen Idee angeschlossen zu haben?

Nein. Im 20. Jahrhundert, genauer: nach der Oktoberrevolution, war die Lage doch die, daß es innerhalb der Arbeiterbewegung die große Spaltung zwischen der sozialreformerischen und der sozialrevolutionären Variante gegeben hat, die sich beide auf Marx beriefen. Beide zum Teil mit Recht, zum Teil mit Unrecht. Und beides waren reale politische Größen mit einem realen ideologischen Hintergrund, den sie auch aussprachen. Man konnte – je nachdem, was man lieber wollte – entweder als Sozialdemokrat oder als Kommunist an der gesellschaftlichen Auseinandersetzung teilnehmen. Ein Drittes hat sich in Ansätzen da und dort gezeigt; aber letztlich ist Ceylon das einzige Beispiel, wo die Trotzlisten gegenüber den orthodoxen Stalinisten gewonnen haben. Was jedoch ist Ceylon in der Weltbewegung? Der Anarchismus hat spätestens in Spanien seine Attraktivität verloren.

Das waren keine realen Orientierungsmöglichkeiten. Wenn man also soziale Reformen nicht auf friedlichem Weg wollte, sondern den revolutionären Weg anstrebte, dann blieb einem nur, mit den Kommunisten zu leben, und mit den unangenehmen Ersehnungen ihres Parteilebens. Im politischen Alltag gab es zum sich stalinistisch fortentwickelnden kommunistischen Modell keine Alternative. Das war ja das Problem. Wenn die Entwicklung des „Sozialismus in einem Lande“, um Stalins Phrase anzunehmen, nur in der Sowjetunion vor sich gegangen wäre und anderswo andere Varianten – luxemburgische, trotzkistische, Castrosche – ein Echo gefunden hätten, dann hätte man sagen können: Gut, hier gibt es Alternativen; orientiert euch richtig! Aber der durchschnittliche politische Aktivist der Vorkriegszeit ging davon aus, daß er sich, wie man jetzt sagt, „einbringen“ müsse, statt abzuwarten, daß die Partei sich läutert. Das kann man aber nur dann, wenn man selbst „mitspielt“, und sei es auch nur – wie beim Schach – als kleiner Bauer. Hauptsache, man ist auf dem Schachbrett und nicht außertrab. Und das gilt nicht nur für den Kommunismus, sondern generell für geschichtliche Bewegungen.

Im Unterschied zur Französischen Revolution wurde der Terror im „Mutterland“ des Sozialismus weder 1945 noch 1956 konsequent beendet. Sind Diktatur des Proletariats und Terror eine unauflösbare Verbindung?

Sehen Sie, was jetzt bei vielen aus innerer Ängstlichkeit heraus geschieht, daß man sich schnell von den weniger schönen Konturen des Kommunismus distanziert – von Terror und Diktatur, so wie sie sich im zweiten Drittel des 20. Jahrhunderts herausgebildet haben – ist auch nicht der Weisheit letzter Schluß. In Wirklichkeit bestand gar kein Grund zu bestreiten, daß die nachrevolutionäre Situation – jedermann kann das bei Marx nachlesen – einer energischen Diktatur bedarf. Das ist keine Erfindung von Marx oder Lenin. Es gibt schon zwei große theoretische Reden von Robespierre, der, mit höchstem Pathos und zweifellos unerschütterlichem Glauben, Tugend und Terror einander als notwendig gegenüberstellt. Die Frage war nur: Wie lange dauert so etwas? Irgendwann einmal muß die „alles erneuernde Kraft des Terrors“, wie es bei Lenin heißt, in zivilisiertere Formen überführt werden.

Lenin, der seine Handlungen stets durch die Brille der Französischen Revolution und ihrer Begriffe sah, hatte natürlich so etwas wie den Großen Wohlfahrtsausschuß vor Augen. Da Terror und Diktatur nun einmal nicht gerade angenehme Dinge sind, redeten die Kommunisten nicht gern darüber und ließen sich das vom Gegner aufs Butterbrot schmieren. Dabei ist darin gar nichts Verwerfliches. Denn keine Revolution, auch keine

bürgerliche oder antikolonialistische, ist jemals ohne Terror ausgekommen und wird es auch in Zukunft nicht. Es kommt auf die Form an. Vor allem muß man wissen, wann der Zeitpunkt gekommen ist, wo der eigene Vorteil es gebietet, mit dieser Geburtswehe Schluß zu machen. So gesehen, ist der Thermidor eine höhere Einsicht in die geschichtliche Notwendigkeit gewesen, so wenig er uns allen schmeckt.

Der 9. Thermidor, das Ende der Jakobiner-Diktatur, hätte demnach bei einem freiwilligen Machtverzicht unblutig verlaufen können?

Die Jakobiner wollten ja zunächst gar nicht „an die Macht“, sondern wollten das Gemeinwesen nach ethischen Grundsätzen reinigen und eine gerechtere, humanere, solidarische Gesellschaft errichten, die sich auf die Tugenden der Gattung Mensch gründete. Der Gang der Ereignisse, die Sachzwänge führten dazu, daß sich unter Federführung der jakobinischen „Muttergesellschaft“, die eine moralische Instanz war und blieb, die revolutionäre und prinzipielle Diktatur des Wohlfahrtsausschusses im Konvent formierte. Mit dieser unvorhergesehenen politischen Diktatur ist das militante Bürgertum so lange zurechtgekommen, wie es um Leben und Tod seines Landes ging. Als die Gefahr gebannt war, wurden – ganz „folgerichtig“ – die beschwerlichen Jakobiner als überflüssiges Potential geopfert. Das Auslaufen einer „Revolution in der Revolution“ haben mithin gerade die Jakobiner vorgeführt.

Hätte ein 9. Thermidor in der Sowjetunion die Beseitigung Stalins bedeutet?

Nicht unbedingt. Es gibt interessante Darstellungen eines Historikers aus dem Kaukasus, der zeigt, daß Robespierre an und für sich am 9. Thermidor hätte nicht fallen müssen. Er hätte, wenn die Dinge anders gelaufen wären – und das läßt sich rekonstruieren – den Thermidor selber vollzogen. Dergleichen hängt nicht vom führenden Kopf ab, obwohl es „normaler“ ist, wenn der höchste Repräsentant, die revolutionäre Symbolfigur daran glauben muß.

Je glatter der Übergang jedoch gestaltet wird, desto günstiger verläuft die weitere Entwicklung für die neue herrschende Garnitur. In England war sie mit zwei geköpften Königen relativ flach verlaufen. Der große Schrecken der Französischen Revolution hat ein Jahr gedauert, und der Terror der Oktoberrevolution, wenn man ihn in seiner kriegskommunistischen Form nimmt, ungefähr drei Jahre. Der französischen Bourgeoisie aber ist es gelungen, solche Erbschaft abzuschütteln, sich zu distanzieren, und eben

dies ist in der kommunistischen Bewegung der Vor- und Nachkriegszeit nicht geglückt.

Zu welchem Zeitpunkt hätte sich ein „sozialistischer Thermidor“ entwickeln können?

1945 hätte Stalin die Macht und die Möglichkeit dazu gehabt: Unmittelbar nach Kriegsende war die Entwicklung offen. Da war sein Prestige so groß, daß er sich manch unorthodoxe Maßnahme hätte erlauben können. Statt dessen ging er den konventionellen Weg, bei dem nicht weniger, sondern mehr Terror auf der Tagesordnung stand. Das geschah offenkundig aus dem Gefühl heraus, eine allzu enge Tuchfühlung mit den imperialistischen Alliierten könne dem Sozialismus, wie er ihn sich in vereinfachter Form vorstellte, schaden.

Die Schauprozesse in den Volksdemokratien folgten auf dem Fuße. Wieder konnten andere Gesellschaftsmodelle, sozialistische Alternativen nicht entstehen; wieder hieß die fast einzige universale Orientierungsmöglichkeit Moskau. Und deshalb kann die Relevanz des Untergangs nicht im Sparbuch von Erich Honecker oder der Unfähigkeit einer Gruppe von gealterten Politbürokraten, auch nicht in der Fahnenflucht einzelner gesehen werden. Vielleicht war die Geschichte tatsächlich noch nicht „reif“ für die Entwicklung, vielleicht wäre selbst ein besser gemachter Sozialismus an die Schranke eines inneren Widerspruches gestoßen.

Die Ereignisse des Jahres 1989 werden oft als „friedliche Revolution“ bezeichnet. Ist der unblutige Sturz der sozialistischen Machtssysteme ein neuer Revolutionstyp?

Das würde ich eher verneinen, auch wenn es durchaus wirkliche Bewegtheit, grundtiefe Erschütterung, bald verkümmerte Einleitung revolutionärer Prozesse und eine Individualisierung neuer Akzente im politischen Leben gab. Die Ereignisse überschlugen sich, und kaum jemand hat die sieh mit Rasanz öffnenden neuen Blickfelder vorausgesehen. So viele Gesellschaftswissenschaftler sich auch über die Zukunft des sozialistischen „Ideals“ den Kopf zerbrachen: Nicht einer kam auf den Gedanken, daß es zu einem Zerfall in praktisch allen Dimensionen kommen würde. Wobei die Tragik darin besteht, daß gerade der mutige Versuch, das Problematische – die Verhältnisse von Diktatur und Demokratie, von Ökonomie und Macht – ohne Rücksicht auf Verluste an der Wurzel zu packen, den Auftakt zum Totaldesaster im Herrschaftsbereich des „stalinistischen“ Realsozialismus

abgab. Vielleicht haben auch wir „Theoretiker“ unser begriffliches Instrumentarium, das sich aus der Wirklichkeit des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelt hat, zu spät einer Revision hinsichtlich der veränderten universalen Produktions- und Kommunikationsweise in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterzogen.

War nicht zumindest der unerwartete Auftakt zur historischen Wende 1989 vergleichbar mit dem Sturm auf die Bastille 1789?

Manches hat sich – rein vom Ablauf her – in der Tat ähnlich abgespielt, hat auch ähnliche Verblüffungen parat gehalten. 1789 sind alle diese mehr oder weniger nufgeklärten Leutchen vom „Dritten Stand“ ja nach Versailles gehastet, um den Staat zu verbessern. Keiner hatte sich auf die Strümpfe gemacht, um ihn zu zerstören. Genau das aber ist dabei herausgekommen. Wenn zwei ein Gleiches tun, ist es doch bekanntlich noch lange nicht dasselbe.

Vergleichbares gibt es erstaunlicherweise schon heute im öffentlichen Diskurs über beide Ereignisse. Zwei Gesichtspunkte scheinen dabei besonders hervorhebenswert: Der eine berührt die lange vor 1989 einsetzende Offensive der Rechten, die ursprünglich darauf hinauslief, die Revolution von 1789 als tote Katze zu betrachten – nicht mehr als unauslöschbares Geschehnis und Erlebnis, sondern als unvergangenen Brudermord. Der zweite, der erst nach der „Wende“ ins Kraut schoß, sieht die französische Revolution genau umgekehrt, nämlich als noch immer nicht beendetes Weltspektakel. Die Russische Oktoberrevolution stünde nach dieser Lesart zwar durchaus in der Tradition von 1789, aber in der falschen, und bisweilen hört man bei solchen Äußerungen heraus, daß Lenin vielleicht besser daran getan hätte, die Macht nicht zu ergreifen, was natürlich rein spekulativ bleibt.

Von Christoph Hein bis Jürgen Kuczynski wurde zur Aufhellung des sozialistischen Alltags das feudalistische Zeitalter als Vergleichsmodell herangezogen. War der real existierende Sozialismus am Ende ebenso unreformierbar wie der Feudalismus vor zweihundert Jahren?

Parallelen lassen sich ziehen. Dennoch hinkt der Vergleich gewaltig, denn das Feudallager war nach 1789 im Weltmaßstab noch über Jahrzehnte in der Lage, erheblichen Widerstand zu leisten, auch wenn es nach der gerade erwähnten „Doppelrevolution“ perspektivisch im Nerv getroffen war. Das Dilemma unserer Tage hingegen bestand darin, daß Gutwillige meinten,

ein Bündnis aus Bürgerbewegung und Reformkommunismus könne Grundgebrechen, die dem „alten“ Sozialismus anhafteten, aus der Welt schaffen. Auch diese Variante sozialistischer Politik hat sich als nicht tragbar erwiesen, weder auf reformerischem, „von oben“ gesteuertem, noch auf revolutionärem Wege von unten; das Ganze ist zusammengestürzt. Der reglementierte Sozialismus des 20. Jahrhunderts entpuppte sich als untaugliches, als widerlegtes Experiment und verrannte sich folgerichtig in einer Sackgasse. Daran gibt es nichts zu deuteln.

Was ist für Sie als Historiker das Überraschendste in den historischen Geschehnissen nach 1989?

Was auch ich zuvor für nie denkbar gehalten hätte: die unwahrscheinliche Aufblähung des „Nationalismus“. Ich habe mich als Studiosus dem Kommunismus zuvörderst zugewandt, weil mir die Torheit eines in der Wolle gefärbten Hurrapatriotismus unter den Nägeln brannte. Ich bin durch so viele Schulen und Kulturkreise gewandert (oder gewandert „worden“), daß ich überall von den verschiedensten Seiten den gleichen Schwachsinn anhören mußte und die Angebote zu vergleichen lernte. Eine Weltanschauung, die sich auf solch verstaubte museale Stücke stützte, wurde mir zutiefst suspekt. Ausgerechnet dieser Nationalismus, den wir für mehr oder weniger verblichen oder zumindest in letzte Schlupflöcher zurückgekrochen wähnten, wirkt nun als Sprengstoff!

* Dieses Interview führte Thomas Grimm, der bereits die „Zwiesprache mit dem Jahrhundert“ (1989) aufgeschrieben hat, mit Walter Markov im Juni 1993. Wir danken dem Siedler-Verlag Berlin, der die Abdruckgenehmigung aus dem Band „Was von den Träumen blieb. Eine Bilanz der sozialistischen Utopie“ (1993) genehmigte, für das freundliche Entgegenkommen.